GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Disziplinäre Quergänge (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung

Hark, Sabine

2001

https://doi.org/10.25595/447

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hark, Sabine: *Disziplinäre Quergänge (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung*, in: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 2 (2001) Nr: 2, 7-22. DOI: https://doi.org/10.25595/447.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

POTSDAMER STUDIEN ZUR FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

HEFT 2/1998 (NEUAUFLAGE 2001)

DISZIPLINÄRE ~~QUER~~GÄNGE

(Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung

Inhalt

Redaktionelle Notiz 1

Irene Dölling
Begrüßung und Eröffnung 3

Sabine Hark
Disziplinäre ~~Quer~~gänge (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung 7

Silke Wenk
Über die Notwendigkeiten und Schwierigkeiten des Durchquerens der Disziplinen 23

Beate Neumeier
Chancen der Geschlechterforschung? Disziplinarität — Interdisziplinarität — Transdisziplinarität 29

Meike Baader
Transdisziplinarität: ein überfrachtetes Konzept für einen Studiengang? 34

Gudrun-Axeli Knapp
Beziehungssinn und Unterscheidungsvermögen 42

Workshop »Disziplinäre Quergänge« — Die Diskussion 54

Sabine Hark

Disziplinäre ~~Quer~~gänge (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung

> »Kurz, es scheine keiner Zunft mehr wohl in ihrer Haut zu sein und jede im Habitus der andern einherziehn zu wollen. Wahrscheinlich handle es sich um das Ermitteln und Feststellen eines neuen Inhaltes für sämtliche Wissenschaften und Künste, wobei man sich beeilen müsse, nicht zu kurz zu kommen« (Gottfried Keller, Der grüne Heinrich, [1853], Werke, Zürich o. J., Bd. 2, 539).

Das Maskenspiel der Fächer, von dem Gottfried Kellers Erzähler im *Grünen Heinrich* verwundert-belustigt berichtet, ein Spiel, bei dem alle sich beeilen mitzuspielen, scheint heute eher ein vordringliches Desiderat wissenschaftlicher Neuorientierung denn Beschreibung des *state of the art* universitärer Wissensproduktion zu sein. Wohl in ihrer Haut mag es den Disziplinen sicherlich auch nicht sein, daß sie sich deshalb aber mit spielerischer Leidenschaft am Ermitteln und Feststellen neuer Inhalte beteiligen, die eben auch die eigene wissenschaftliche Verfaßtheit in Frage stellen würde, ist dennoch eher selten anzutreffen. Wolf Lepenies (1997) veranlaßte dies zu der ernüchterten Feststellung, daß die »strenge Beschwörung disziplinärer Identitäten« allenfalls noch einen Nutzen für die Verteilung knapper Ressourcen und die Befeuerung »altmodischer akademischer Hahnenkämpfe« hat, geistespolitische Anregungen sich auf diese Weise jedoch nicht mehr gewinnen ließen (93f).

Der bundesdeutsche Hochschulalltag sieht indes meist anders aus: Statt des »radikalen Überdenkens der Grundlagen vieler Disziplinen« und einer »himmelsrichtungsneutralen« kritischen Evaluation ihrer institutionellen Arrangements (Lepenies 1997, 45), versucht man, die politischen, sozialen und epistemischen Erschütterungen des westlichen Wissens im 20. Jahrhundert übergehend, sich mit den Gegebenheiten eines globalisierten Kapitalismus und seinen Anforderungen zu arrangieren. Statt selbstkritischer Reflexion auf die institutionalisierte Wissensproduktion und deren Selbsteinschließung in die Kategorien und Verständnisprakti-

ken moderner Macht, ein oft herzhaft anmutendes Bekenntnis zum »Weiter so!«.

Um die *Idee* der Universität wird dagegen selten gerungen, bzw. ein solches Ansinnen wird als reichlich antiquiert abgetan. Wenige personelle und institutionelle Ausnahmen bestätigen dies eher, als daß sie tatsächlich Signal einer anderen Tendenz wären. Entschieden scheint vielmehr schon, daß der *Spiritus rector* der zukünftigen Universität der Geist des globalisierten Kapitalismus sein wird, der in der Gestalt »Neuer Steuerungsmodelle«, etwa globalisierte Haushalte, auftritt.

Da es in diesem Beitrag aber nur mittelbar um die Idee der Universität geht, sondern vielmehr um (Un)Möglichkeiten transdisziplinärer Geschlechterforschung, diese aber nicht völlig unabhängig von den institutionellen Rahmenbedingungen diskutiert werden können, will ich kurz mit einigen Stichpunkten skizzieren, wie sich mir die zukünftigen Bedingungen der Möglichkeiten transdisziplinären wissenschaftlichen Arbeitens innerhalb der Universitäten derzeit darstellen:

- Reformulierungen des Verhältnisses von Staat und Hochschulen vor allem im Hinblick auf die Autonomie der Hochschulen bei gleichzeitiger Entdemokratisierung und Zentralisierung der akademischen Selbstverwaltungsstrukturen (starke Präsidialsysteme)
- Ökonomisierungs- und Rationalisierungsdruck: Präsenz des Marktes als hochschulpolitischem Akteur und strukturierendem Prinzip inneruniversitärer Prozesse, d.h. Orientierung von Forschung und Lehre an Markterfordernissen und Verwertbarkeit
- Zunehmend prekäre Arbeitsverhältnisse auch im akademischen Bereich
- Kommodifizierung der wissenschaftlichen Arbeit und Fertigkeiten und der Beziehungen zwischen Lehrenden und Studierenden, zwischen den Forschenden und zwischen WissenschaftlerInnen und ihren intellektuellen Projekten
- Reorganisation von Studiengängen gemäß dem Kriterium außerwissenschaftlicher (oft imaginierter) beruflicher Verwertbarkeit statt nach i. e. Sinne wissenschaftlichen oder aber auch ethischen Kriterien
- Verschärfte Verteilungskämpfe — und hier nicht nur um finanzielle Ressourcen, sondern auch um wissenschaftliche Gegenstände, Legitimität von theoretischen Zugriffsweisen und Darstellungen etc. — zwischen den einzelnen Fächern, aber auch zwischen den Geschlechtern, zwischen Mehrheit und Minderheiten

- Anstrengungen, disziplinäre Grenzen zu verfestigen und Kerne zu etablieren. Das ist nicht zwingend eine auf Bewahrung traditioneller Inhalte hin orientierte Wissenschaftspolitik, sondern oft genau das Gegenteil davon, nämlich das, was Ulrich Beck (1993) *Status-quo-Politik* und *Entkernung des Politischen* genannt hat: Beibehaltung der Namen und Fassaden bei Veränderung der Inhalte.

Mitten also in diesen Verwerfungen und Restrukturierungen in den deutschen Universitäten, für die Becks Bild der Konservierung der »Biedermeier-Fassaden«, während gleichzeitig dahinter — unterhalb der Sicht- und Kritikschwelle — die Wände und Etagen ausgetauscht werden (Beck 1993, 212f), eine mehr als treffende Beschreibung ist, findet eine für die bisherige Geschichte des deutschen akademischen Feminismus entscheidend neue Entwicklung statt: An mehreren Universitäten entstehen bzw. existieren schon fächerübergreifend verfaßte, »interdisziplinär« oder eben »transdisziplinär« orientierte, eigenständige Studiengänge zu Feministischer Theorie, Frauen- und Geschlechterforschung oder Geschlechterstudien.

Qualitativ neu ist diese Entwicklung deshalb, weil sie den bisher in der BRD eingeschlagenen Weg, Frauenforschung vorrangig in den Disziplinen und Fächern zu verankern, um die in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern bereits seit langem existierende Variante eigenständiger Studien- bzw. Teilstudiengänge ergänzt. Realisiert wurden bzw. werden sie bisher alle in einer Doppelstruktur, d.h. die Lehrangebote sind zugleich in den Herkunftsdisziplinen situiert (und dort anrechenbar) und im jeweiligen Geschlechterstudiengang noch einmal neu systematisiert aufgenommen.

Diese Entwicklung ist als Erfolg einer feministischen »Interventionskultur« zu werten (Kirsch-Auwärter 1996), die sich zumindest in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften einen Platz »organisationeller Marginalität« (ebd.) erkämpfen konnte, und zugleich der Versuch, der oft konstatierten Erfahrung relativer Isolierung der feministischen Wissenschaftlerinnen innerhalb ihrer Institute und Fakultäten entgegen zu treten.

Die aktuelle Neuordnung des feministischen wissenschaftlichen Wissens kann jedoch nicht allein als Anzeichen eines geradlinigen Erfolgs feministisch-akademischer Gegenkultur gewertet werden; sie ist eben auch Teil der angesprochenen Restrukturierungen wissenschaftlicher Institutionen, ein Feld auf dem sich die unterschiedlichsten Interessen tummeln und miteinander im Wettstreit stehen. »Die Einrichtung dieser Studien-

gänge«, schreiben auch Ilse Dröge-Modelmog und Karin Flaake (1997), »ereignet sich zu einem Zeitpunkt, an dem die Hochschulen ins öffentliche Kreuzfeuer der Kritik geraten sind. Diskutiert werden Modelle zu ihrer Neuorganisation, wie sie bereits im Hochschulrahmengesetz vorgesehen sind. In diesem Zusammenhang ist bewußt geworden, daß eine zunehmende Ökonomisierung und Privatisierung von Wissenschaft ansteht, um — so meistens die Argumente — die Angleichung an europäische und internationale Standards einzulösen. Diese Situation läßt sich als paradox bezeichnen: einerseits soll eine Elite ausgebildet werden, zum anderen wird deutlich, daß ökonomische Interessen auf Nivellierung von Wissenschaft abzielen, und daß Wissen zur Ware wird. Denn Wissenschaft gehorcht inzwischen einer Logik der Markterweiterung insofern, als direkter Zugriff auf Forschung unternommen werden soll, um konkurrenzfähiger zu werden. Wissenschaft zwischen Elite und Ware muß möglichst alle innovativen »Ressourcen« aktivieren, um den eigenen Anspruch einzulösen. Dabei kann (ironischerweise) auch auf Frauen- und Geschlechterstudien nicht verzichtet werden, zumal sie inzwischen starke Ausdifferenzierung erfahren haben und in anderen Ländern längst als hoffähig gelten« (Dröge-Modelmog/Flaake 1997, 8).

Die Situation ist also in vielerlei Hinsicht von Ungleichzeitigkeiten und Paradoxien bestimmt: Massive akademische Abwertung von Frauen- und Geschlechterstudien und sexistische Ausgrenzung der Wissenschaftlerinnen durch Kollegen stehen neben offiziellen Verlautbarungen von der Unverzichtbarkeit von Frauenforschung für die Konkurrenzfähigkeit der Universitäten im global werdenden Ringen um Geld, Studierende und Reputation. Eine Argumentation im übrigen, die wir uns oft selbst zu eigen machen, wenn es um die Durchsetzung von Frauen- und Geschlechterforschung geht.

Zudem erkämpfen wir womöglich gerade akademisches Terrain — Magisterstudiengänge —, dessen Preisgabe die akademischen Platzherren längst beschlossen haben. Denn Geld und akademisches Renommee fließen derzeit erstens woanders hin und sind zweitens woanders zu holen.

Auf einer optimistischer gestimmten Note — und jetzt verlasse ich das Terrain institutioneller Rahmenbedingungen — ließe sich die Entstehung inter- und transdisziplinär organisierter Studiengänge zu Frauen- und Geschlechterstudien aber auch als Symptom einer allgemeinen Krise der disziplinär verfaßten Wissensproduktion selbst lesen. Entstanden im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Nationalstaaten, die auch zum Para-

digma der Ordnung des wissenschaftlichen Wissens und der Universitäten werden sollten, stellt die Erosion der Nationalstaaten eine Herausforderung für die quasi nationalstaatlich verfaßte disziplinäre Organisation der Universitäten und des in ihnen produzierten Wissens dar. Auf die Erosion ihrer Grenzen reagieren sie besitzstandswahrend und mit letztlich zwar hilflosen, derzeit aber noch mächtigen Verwerfungs- und Ausgrenzungspolitiken, die verdecken sollen, worum es im Kern geht: um eine Krise im Selbstverständnis der Disziplinen und ihrer Fähigkeiten, Gegenstand, Methode und Relevanz des je eigenen Faches zu überdenken. Denn die Probleme der gegenwärtigen Welt lassen sich nicht (länger) disziplinär definieren. Strategien der Individualisierung und Globalisierung haben eine Dynamik in Gang gesetzt, die eine Erosion von Institutionen, Mentalitäten und Verhaltensweisen bewirkt, und die sich zunehmend der wissenschaftlichen Arbeitsteilung in Natur- und Geisteswissenschaften, Sozial- und Kulturwissenschaften widersetzt. Kurz gesagt: Die Probleme der »zweiten Moderne« (Beck) sind mit den Werkzeugen der ersten nicht zu erfassen.

Die auf der Rückseite der beschriebenen Erosion entstehenden Verschiebungen und die eklatanten Ausfälle bewährter Legitimationsstrategien begünstigen jedoch trotz oder gerade wegen institutioneller Beharrlichkeiten innovatives Denken — und Frauenforschung ist geradezu ein Modellfall dieser Art von Innovation. Dieses innovative Denken löst die Probleme aus disziplinären Grenzen, definiert sie disziplinunabhängig und bearbeitet sie übergreifend. Solche Grenzüberschreitungen der Wissenschaften bringen eigene Untersuchungsgegenstände und Forschungsfelder hervor, zu denen sich die Fachdisziplinen langfristig verhalten müssen, wenn sie überleben wollen. Denn Forschung und Lehre gedeihen allenfalls auf Zeit in fachlichen oder disziplinären Treibhäusern; wo der »wissenschaftliche Durchzug fehlt, breitet sich die akademische Provinz« (Mittelstraß 1998, 239) aus.

Die Erfahrungen mit feministischer Forschung in den vergangenen Jahrzehnten lehren, daß sie im Grunde gut gerüstet ist für die Aufgabe der anstehenden transdisziplinären Neuordnung der Universität. Sie ist erprobt im Dasein an den Rändern und daher (notwendig) offen/er für reflexive Prozesse, die von Außen wie von Innen an die Theorie herangetragen werden. Feministische Theorieproduktion hat aus eigener Reflexionskraft eine Veränderungsbereitschaft bewiesen, die für die Institution Universität mehr als atypisch ist. Diese Veränderungen sind nicht Reflex auf institutionelle Gegebenheiten und Anforderungen,

sondern vor allem Resonanz widersprüchlicher gesellschaftlicher Erfahrungen von Frauen und des Dialogs mit »den Anderen« des feministischen Diskurses — auch wenn dieser Dialog von den aus dem feministischen »wir« Ausgeschlossenen immer wieder erzwungen werden mußte. Die Institutionalisierung feministischen wissenschaftlichen Wissens — und das nur am Rande — tut also gut daran, sich von diesen Sphären der Selbst-Reflexion nicht abzukoppeln, um der Gefahr institutioneller Erstarrung und der Generierung kontextunabhängigen Wissens zu entgehen.

Frauenforschung hat sich von Anfang an unter Verweis auf die Komplexität der Fragen der disziplinären Organisation von Wissen widersetzt, dadurch ein Überdenken nicht nur der disziplinären Struktur selbst provoziert, sondern auch dessen, was überhaupt als »Wissen« in jeglicher Disziplin gilt. »Women's studies«, schreibt Diane Elam, »sets out to transform the modes of writing, approaches to pedagogy, the procedures of academic exchange, the relation to languages, to other disciplines, to the institution in general, to its inside and outside« (Elam 1994, 101).

Daß die Krise der disziplinären Organisation wissenschaftlichen Wissens an den feministischen Rändern der Universität innovative Symptome produziert, ist nicht weiter verwunderlich. Neue Einsichten bilden sich meist an den Rändern der traditionellen Fächer und Disziplinen, im Übergang zu Nachbarfächern und Nachbardisziplinen, nicht in den Kernen, wo das Lehrbuchwissen sitzt, wo die Einhaltung des Kanons überwacht wird. Dabei geht es nicht um eine absolute Relativierung des Wissens, sondern darum, den Wissenskanon als Feld aktiver und konfligierender Beziehungen zwischen verschiedenen Denkhaltungen, Denksystemen und Denkpraxen zu verstehen.

Andererseits muß sich, worauf Edit Kirsch-Auwärter hingewiesen hat, das »emanzipatorische Potential einer akademischen Gegenkultur längerfristig in einer Mitwirkung an organisationalen Hierarchien behaupten, deren — Herrschaft transformierende oder vielleicht doch nur reproduzierende — Bilanz schwer zu beeinflussen ist« (Kirsch-Auwärter 1996, 29). Und Lynette McGrath argumentiert: »In the bureaucratic, finite world of the university, as women's studies gains power it will also contribute to the exclusionary effects of all academic choices and of all efforts to valorize one set of materials, principles, persons, and points of view over another« (McGrath 1991, 142).

Zunehmend beklagt wird von feministischen Wissenschaftlerinnen auch, daß das *Mainstream-Denken* kaum beeinflußt werden konnte, und eine

Einrichtung in Nischen stattgefunden habe, aus denen heraus nur schwer Eingriffe in die Disziplinen möglich seien (vgl. Dölling/Krais 1997). Evelyn Fox Keller kommentiert: »Es gibt kein Anzeichen dafür, daß Wissenschaft sich verändert hätte, sei es durch die Aufnahme von mehr Frauen, sei es durch unsere bewußten Versuche, die geschlechtsspezifischen Markierungen aus ihrem Diskurs zu entfernen« (Fox Keller 1995, 76).

Eine mögliche Antwort für dieses ernüchternde Urteil liefert Mary Douglas' Analyse des Denkens von Institutionen: Wenn, wie sie gezeigt hat, Institutionen Gleichheit erzeugen und individuelles Denken überwältigen (Douglas 1991, 107), wenn sie ihre Wirkungsmacht darüber entfalten, daß sie hierarchische Ordnungssysteme generieren, die ihre Plausibilität aus Analogien und Ähnlichkeiten gewinnen, etwa die Übertragung des Natur/Kultur-Dualismus in die Wissenschaft und dessen Verknüpfung mit der Geschlechterdifferenz, es also zur plausibilisierten Denkweise gehört, daß Wissenschaftlerinnen ein »anderes Denken« vertreten, das mit »männlichem Denken« korrespondiert, dann könnte die Integration von Frauen in Universität und Wissenschaft den status quo der hierarchischen Differenz eher bestätigen, als sie in Frage zu stellen. Andererseits liegt im feministischen Marsch in die Institutionen die Chance zu eigener inhaltlicher Gestaltungsmacht und Strukturveränderung, so daß auf diese Weise Ähnlichkeiten und Analogien aufgekündigt und in Frage gestellt werden. Denn, wie Mary Douglas auch gezeigt hat: Institutionen können keine Ziele entwickeln, nur Individuen (in Institutionen) können planen, entwerfen, sich entscheiden.

Zeit und Gelegenheit also, das eigene Handwerkszeug zu überprüfen. Frauen- und Geschlechterforschung hat wiederholt Interdisziplinarität reklamiert, um das Zugleich von Monotonie und Heterogenität der Reproduktion der Geschlechterhierarchie verstehen zu können. Aus den Einzeldisziplinen heraus wurden Grenzgänge in andere Disziplinen als geradezu notwendig erachtet, um das Dickicht der Geschlechterordnung, die Verknüpfungen zwischen symbolischen, strukturellen und individuellen Aspekten von Geschlecht zu durchdringen. Notwendig waren und sind sie ebenso, um Antworten auf die Frage zu finden, wie in kulturelle und soziale Strukturen, in Handlungen, Denksysteme und kulturelle Objektivationen die Geschlechterdifferenz eingeschrieben ist, und wie sich bestimmte männliche, soziale und kulturelle Muster als hegemoniale durchsetzen konnten.

Interdisziplinarität sei dabei »Form und Ergebnis des wissenschafts- und vernunftkritischen Vorgehens der feministischen Perspektive«, argumentieren die Teilnehmerinnen einer Arbeitsgruppe zu Interdisziplinarität, die im Rahmen des 1989 in Bonn stattgefundenen Symposiums »Feministische Erneuerung von Kunst und Wissenschaft« tagte. Die Forderung nach Interdisziplinarität werde getragen von verschiedenen Argumenten, die die Arbeitsgruppe wie folgt zusammenfaßt:

- *historisch*: Frauen waren aus der Konstitution und Ausdifferenzierung moderner Fachdisziplinen ausgeschlossen.
- *wissenssoziologisch*: Die Formen der Diskursinstitutionalisierung in den Fächern sind als Ergebnis von Statuskämpfen zu verstehen, die sich auf die Gegenstandskonstitution in einer Weise übertragen haben, daß diese den tatsächlichen Sachverhalten nicht entsprechen.
- *epistemologisch*: Etablierte Konventionen des Denkens stellen ein Hindernis bei der Konstitution neuen Wissens dar und neue Erkenntnisinteressen werden von den traditionellen Fächern nicht abgedeckt.
- *inhaltlich*: Die Komplexität der Forschungsobjekte ist nicht auf disziplinäre Perspektiven reduzierbar.
- *politisch*: Entscheidend sind die feministischen Fragestellungen und nicht die tradierten Organisationsstrukturen wissenschaftlichen Wissens.

Auffallend an dieser Zusammenstellung ist m.E., daß alle Argumentationen für Interdisziplinarität die Relation feministische Wissenschaft/traditionelle Wissenschaft fokussieren, die geforderte interdisziplinäre Praxis für Frauenforschung und die Paradoxien ihres Marschs in die Institutionen jedoch nicht in den Blick gerät. Alle Argumente implizieren, daß Interdisziplinarität per se *kritische* Praxis ist. Die im Foucaultschen Sinne *effektiven* Momente der eigenen Diskurse, und die Reflexion darauf, daß auch für die Frauenforschung gilt, daß *Interpretieren* ein Bestandteil der jeweils untersuchten Phänomene ist, alle Tatsachen also nur als Wissensobjekte existieren, die innerhalb eines Begriffsystems in unser Blickfeld gerückt sind, werden nicht beleuchtet. Auch der selbstreflexive Blick auf die Prozesse der wechselseitigen Konstitution und Bestätigung von Disziplingrenzen gerade durch interdisziplinäre Herangehensweisen bleibt weitgehend ausgespart. Nicht ausgemacht aber ist für mich, ob die Beanspruchung des Platzes einer kritischen Marginalität, von dem aus (sicher) der angestammte Wissenskanon befragt werden kann, ausreicht für eine durchgreifende Dezentrierung desselben oder aber ihn gerade dadurch weiterhin in der Position des Zentrums fixiert.

Wenn Frauen- und Geschlechterforschung aber den Anspruch, der in den vorgenannten Argumenten formuliert ist, ernst meint, dann muß auch die eigene Praxis sowohl hinsichtlich des von ihr produzierten Sinns als auch hinsichtlich ihrer tradierte Strukturen reproduzierenden Effektivität Gegenstand sein.

Fächerübergreifend verfaßte Studiengänge zur Frauen- und Geschlechterforschung müssen daher mehr und anderes sein als interdisziplinäre Studiengänge, die die Grenzen der Einzeldisziplinen im reflexiven Niemandsland belassen. Die je fachspezifische Konstitution von Gegenständen, Methoden und disziplinären Grenzen sowie die durch sie bestimmten bzw. beschränkten Perspektiven müßten zum Gegenstand gemacht werden, wenn es darum gehen soll, die überschneidenden Problemfelder, die sich aus der Perspektive der Geschlechterdifferenz als relevant erweisen, zwischen den Disziplinen zu bearbeiten (vgl. Wenk 1997).

Für diese transdisziplinäre Arbeit, die gewissermaßen ein nomadisches Dasein ist, insofern Nomadenkulturen sich dadurch auszeichnen, die je spezifische Produktivität verschiedener Orte zu nutzen, diese aber auch wieder verlassen, wenn sie »abgegrast« sind, ist ein besonderer »Beziehungssinn« vonnöten.

Der implizit in den vorgenannten Argumenten zu Interdisziplinarität enthaltene »Beziehungssinn« wird lediglich gedacht als einer der komplementären Ergänzung verschiedener disziplinärer Perspektiven. »Beziehungssinn« in einem transdisziplinären Sinne bedeutet dagegen die Bearbeitung von Grenzen, das transitorische Durchqueren anderer Disziplinen. Weniger metaphorisch gesprochen: Transdisziplinarität versucht, die je spezifischen Produktivitäten, die die Spezialisierung auf bestimmte Analysedimensionen und Logiken (des Geschlechterverhältnisses) hervorgebracht haben, aufeinander zu beziehen, ohne auf eine Homogenisierung der Perspektiven, die Unterstellung eines gemeinsamen Rahmens oder gar die Suche nach der einen großen Erklärung bzw. Theorie zu zielen. Es geht also nicht um Identität, sondern um eine Vielfalt unterschiedlicher Perspektiven auf ein, in Hannah Arendts Formulierung, »Gemeinsames, das verbindet und trennt«. Es wäre eine wissenschaftliche Praxis nach dem Arendtschen Modell des Handelns »im Verein«, denn »Welt«, schreibt Arendt, »entsteht nur dadurch, daß es Perspektiven gibt, sie ist nur jeweils als die so oder anders gesichtete Ordnung von Weltdingen« (vgl. Arendt 1989, 52ff).

Transdisziplinarität in einem starken Sinne verstehe ich als dekonstruktive Praxis, insofern sie Disziplinarität nicht zum Verschwinden bringt sondern durchkreuzt. Mit anderen Worten, disziplinär organisiertes Wissen wird in Begriffen der Differenz statt im Begriff der Identität durchdacht. Transdisziplinarität sucht also nach Differenz statt nach Grenzen, die Interorität von Exteriorität trennt. Es ist die Anstrengung des *in Differenz denken* statt identitätslogisch Differenzen zu denken.

Es geht mithin nicht darum, alle Wissensformen zu vereinen durch eine gemeinsame Methodologie oder zu behaupten, daß Wissen überhaupt strukturlos sein könnte. Theoretisch-methodologische Klammer eines transdisziplinären Projektes ist weniger eine alles umspannende theoretische Perspektive oder aber ein gemeinsames axiomatisches Fundament bzw. Kategoriengerüst, sondern eine Denk-Haltung, wie Derrida sie für das Projekt der Dekonstruktion beschrieben hat: »What we called deconstruction is never a set of technical discursive procedures, still less a new hermeneutic method working on archives or statements in the shelter of a given and stable institution. Deconstruction is, at least, the *act of taking a position*, in the very work it does with regard to the political-institutional structures that constitute and govern our practices, our competences, and our performances« (zit.nach Elam 1994, 90).

Ziel einer solchen transdisziplinären intellektuellen Praxis wäre die wechselseitige und gegenseitig sich durchdringende Reflexion von Theorien, Erklärungsansätzen und Disziplinen, um methodologische und »gegenständliche« Abschottung immer wieder in Frage zu stellen und um eine demokratische Verknüpfung verschiedener Wissensformen zu erreichen. Das Ziel, sagt David Hiley, »besteht nicht darin, die Wahrheit über uns herauszufinden, sondern das Gespräch in Gang zu halten, indem erreichte Übereinstimmungen beständig in Frage gestellt und das Gespräch in neue Richtungen gelenkt« wird (Hiley 1989, 22).

Ziel wäre also die Einübung einer Praxis, in der »Theorie« ein Set umstrittenen, lokalisierten und konjunkturellen Wissens bezeichnete, das dialogisch debattiert wird, eine Praxis der »Artikulation von gemeinsamen Anliegen und des Findens einer Sprache, die als ein Weg des Sprechens über soziale Situationen akzeptiert wird, während die Möglichkeit des Dialoges oder besser eines Konfliktes der Interpretationen mit anderen geteilten diskursiven Praktiken, die unterschiedliche Anliegen artikulieren, offengelassen wird« (Dreyfus/Rabinow 1990, 62). »The challenge«, schreibt Christina Crosby, »is to question constantly our most powerful concepts« (Crosby 1992, 131).

Das wäre nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine Praxis der demokratischen Verknüpfung verschiedener Wissensformen. Es würde bedeuten, daß die wissenschaftlichen Akteure (Individuen und Institutionen) selbstkritisch mit ihren eigenen Machtansprüchen und dem von ihnen produzierten Sinn umgehen, um damit tatsächlich eine Transformation dieser letzten Bastion feudal-maskulinistischer Dominanz und Ignoranz, der Universität, herbeizuführen, ohne uns in die Fangarme des globalisierten Konkurrenz-Kapitalismus zu treiben. Denn es gilt, wie Herbert Dreyfus und Paul Rabinow Foucaults Projekt umschrieben, »das zu verändern, was wir als unsere soziale Umgebung betrachten […], uns zu gemeinsamem Handeln zu bewegen, […] um die allgemeine Unruhe angesichts der allgegenwärtigen Gefahr zu reflektieren und zu erhöhen« (Dreyfus/Rabinow 1990, 62/3).

So verstanden, ist auch Transdisziplinarität nicht der »Stein der Weisen«, sondern eine kontingente Form, die auf aktuelle Krisenphänomene zu reagieren sucht, damit aber auch — womöglich — mit diesen Krisenphänomenen steht und fällt.

Statt der Globalisierungsstrategie des »Weiter so!« möchte ich deshalb mit einem trotzig-optimistischen »Glück auf KollegInnen!« schließen. Warum sollte die Idee der Universität im postnationalen Zeitalter — »im Verein« mit anderen Stimmen — nicht auch eine feministische Handschrift tragen, ohne unsere Stimme als einzig gültige zu setzen? Warum sollten wir nicht darum ringen, die Frage, was das nur Wißbare vom Wissenswerten unterscheidet, wieder zu einer relevanten Unterscheidung in der Produktion wissenschaftlichen Wissens werden zu lassen, welche Werte handlungsleitend sind für ein demokratisch motiviertes Forschen und Lehren, und überhaupt dafür streiten, daß die Universitäten wieder ein inspirierender Ort leidenschaftlichen Nach-Denkens werden? Wir sollten die Krise nutzen, uns, wie es Hannah Arendt in ihrem Vortrag »Die Krise in der Erziehung« bereits 1954 formulierte, noch einmal vorlegen, ob die Fragen noch angemessen gestellt sind, denn, so Arendt, die Chance einer Krise, die »die Fassaden wegreißt und die Vorurteile vernichtet«, läge darin, »dem nachzufragen und nachzudenken, was sich in ihr von dem Wesen der Sache selbst offenbart hat«. Eine Krise werde zum Unheil dagegen erst, fährt Arendt fort, »wenn wir auf sie mit schon Geurteiltem, also mit Vor-Urteilen antworten.« Ein solches Verhalten schärfe nicht nur die Krise, sondern bringe uns um die Erfahrung des Wirklichen (Arendt 1994, 256).

Es ist diese Fähigkeit zum Urteil, die der modernen Wissenschaft abhanden gekommen ist, indem sie sich auf »Wahrheit« in ihren verschiedenen Spielarten konzentrierte und darüber die Fragen des »guten Lebens« vernachlässigte (Lepenies 1997, 47). Und es ist diese Fähigkeit zum Urteil als einer ethischen Fähgkeit, die es einzuüben gilt: »Ethik«, beschreibt Michel de Certeau den wissenschaftlichen Prozeß, »bestimmt die Distanz zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte. Diese Distanz bezeichnet einen Raum, in dem wir etwas tun müssen« (de Certeau 1986, 199).
Für die weitere Diskussion transdisziplinärer Praktiken in der Frauen- und Geschlechterforschung sehe ich vor diesem Hintergrund im wesentlichen folgende Fragekomplexe:

Politische Situiertheit und Bedingungen der Möglichkeit von Frauen- und Geschlechterforschung

- Was sind die sozio-historischen, kulturellen und politischen Bedingungen der Möglichkeit einer emanzipativen Frauen- und Geschlechterforschung in einer Institution, in der Frauen 100 Jahre nach ihrem Auftritt auf der Bühne der Wissenschaft noch immer *academic outlaws* (Tierney 1997) sind, »in but not of the academy«, wie Sue Wise (1997) es formulierte? Was wurde durch die bisher gestellten Fragen denkbar und was könnte zukünftig denkbar sein? Was sind die nicht reflektierten Voraussetzungen, die alltagsweltlichen Vorannahmen, die auch das wissenschaftliche Wissen strukturieren und umgekehrt alltagsweltliche Evidenzen — etwa »natürliche« Geschlechterunterschiede und Sexualitäten — weiter stärken? Welche »Gegenstände« werden durch bestimmte Problemformulierungen »sichtbar« und welche dadurch notwendig ausgeblendet?
- Inwieweit fungiert die Geschlechterdifferenz als das Ungedachte der disziplinären Verfaßtheit wissenschaftlichen Wissens? Ist die moderne Geschlechterordnung Ordnungsprinzip und Modalität der modernen Produktion wissenschaftlichen Wissens? Wie strukturieren Geschlechterstereotype die Denkformen verschiedener Disziplinen?

Geschlecht: analytische Perspektive und/oder Gegenstand transdisziplinärer Geschlechterforschung?

- Bereits 1986 (dt. 1994) forderte Joan Scott eine »echte Historisierung und Dekonstruktion der Bedingungen des geschlechtlichen Unterschieds«, um dem Problem der Wiederholung festgeschriebener

Unterschiede zwischen den Geschlechtern im eigenen Denken begegnen zu können (Scott 1994, 49). Voraussetzung dafür sei eine striktere Unterscheidung zwischen analytischem Vokabular und zu analysierendem Material. Statt nach der Situation von Frauen zu fragen, sollten wir, so ihr aktueller Vorschlag, Prozesse der Differenzierung untersuchen, z.B. danach fragen, wie und unter welchen Umständen die Geschlechterdifferenz sich auf die Behandlung von Frauen auszuwirken begann. Bei der Analyse von Differenzierungsprozessen ginge es nicht darum, Differenzen als gegeben anzunehmen, vielmehr müßten die Bedigungen für Differenz selbst historisiert werden (vgl. Scott 1997).

- Kann Geschlecht dann überhaupt *Gegenstand* von Geschlechterforschung sein? Und wenn ja, wie? Inwieweit steht die disziplinäre Organisation des wissenschaftlichen Wissens dieser Unterscheidung in analytisches Vokabular und wissenschaftlichen Gegenstand womöglich entgegen? Was kann eine transdisziplinäre Orientierung in der Geschlechterforschung zu der Aufgabe einer nicht-essentialisierenden Konzeptualisierung von Geschlecht beitragen?

In- und Exklusion durch Disziplinarität

- Wenn Disziplinen dadurch definiert sind, daß sie spezifische Untersuchungsobjekte denominieren und die Regeln und Methodologien für die angemessene Untersuchung dieser Objekte festlegen, wie reflektiert man dann die Verdinglichung, Homogenisierung und die spezifischen Bornierungen disziplinärer Perspektiven in transdisziplinärem Arbeiten? Disziplinen sind also ebensosehr definiert durch das, was sie einschließen, wie durch das, was sie ausschließen. Die Gefahr von Disziplinarität liegt in der Art und Weise, wie die Aufteilungen einer Disziplin dazu führen, das notwendige Spiel der Ausschlüsse, das strukturiert, was eine Diszipin einschließt, zu ignorieren. Disziplinen, schreibt Diane Elam, »amount to a containment strategy designed to prevent conflict and promote the uncritical acceptance of the institution. That is to say, disciplinarity is the regulatory mechanism which assures the continued success of the academic institution itself: by carefully controlling what gets included and excluded at any given point, the academy is able to guarantee its own reproduction« (Elam 1994, 97).

Verhältnis Disziplinen/Transdisziplinarität

- Träger der Transdisziplinarität sind die Disziplinen, d.h. die systematischen Formen, in denen sich das wissenschaftliche Wissen bildet, und das Medium, in dem sich das wissenschaftliche Lernen bewegt. Voraussetzung für Transdisziplinarität als wissenschaftliche Arbeits- und Erkenntnisform sind also die disziplinär verfaßten Wissensformen. Wo keine unterschiedlichen disziplinären Arbeitsformen in Forschung und Lehre existieren, dort kann es auch keine transdisziplinären Arbeitsformen geben, dort bleibt der Erkenntnisfortschritt, der sich zunehmend transdisziplinären Orientierungen verdankt, aus. In welchem Verhältnis muß daher die disziplinäre Verfaßtheit von Wissen zu deren transdisziplinärer Überschreitung gedacht werden? Wieviel und welche fachliche Ausbildung und Spezialisierung ist nötig für transdisziplinäres Arbeiten? Wenn die Organisation wissenschaftlichen Wissens in Disziplinen die hegemoniale Form ist und bleiben wird, ja es auch für transdisziplinäres Arbeiten eine notwendige Bedingung der Möglichkeit ist, daß Disziplinen existieren, wie kann dann das Zugleich von einzelwissenschaftlicher und transdisziplinärer Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterstudien aussehen?

Welche Art wissenschaftlicher Praxis braucht transdiziplinäre Wissenschaft?

- Voraussetzung für Transdisziplinarität ist der Verzicht auf axiomatisch gesetzte Grundlagen einerseits und Formen institutionalisierter Selbstreflexion andererseits. D.h. disziplinäre Grenzen — und damit die Konstruktion und Verteilung von Gegenständen, Erkenntnisweisen und Methoden — müssen als kontingente und immer umkämpfte Grenzen verstanden werden, die aufgrund historischer Zufälle nur ein je anderes Ensemble privilegierter Schemata sind.
- Wie kann eine solche Praxis der Historisierung der Probleme, Objekte und Denkwerkzeuge (in) der Frauen- und Geschlechterforschung aussehen? Wie kann eine Theorie der intellektuellen Praxis aussehen, die sowohl die Position der WissensproduzentInnen als auch die sozialen Bedingungen, die Wissen ermöglichen, und nicht zuletzt die Praxis der Erkenntnisproduktion, selbst in den Blick nimmt?
- Wie gehen wir mit der paradoxen Situation um, daß wir die Objekte, die wir zu entdecken beanspruchen, allererst als legitime und kohärente Wissensobjekte konstruieren? Mit anderen Worten, die Realität, auf die sich unsere Interpretationen beziehen, wird erst durch diese

Interpretation produziert, obwohl sich die Legitimität der Interpretation auf einen Glauben an eine Realität stützt, die außerhalb des Akts des Interpretierens existiert.

Literatur:

Arendt, Hannah 1989: *Vita activa. Vom tätigen Leben*. München

Arendt, Hannah 1994 [1954]: Die Krise in der Erziehung. In: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*. München

Bauman, Zygmunt 1995: *Ansichten der Postmoderne*. Hamburg

Beck, Ulrich 1993: *Die Erfindung des Politischen*. Frankfurt/M.

Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J.D. 1996: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/M.

Crosby, Christina 1992: Dealing with Difference. In*: Feminists Theorize the Political.* Hg. Judith Butler/Joan Scott. London/New York

De Certeau, Michel 1986: History: Science and Fiction, In: ders*.: Heterologies. Discourse on the Other*, Minneapolis MN

Dölling, Irene/Krais Beate 1997 (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M.

Douglas, Mary 1991: *Wie Institutionen denken*. Frankfurt/M.

Dreyfus, Paul/Rabinow, Herbert 1990: Was ist Mündigkeit? Habermas und Foucault über »Was ist Aufklärung?«. In: Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. (Hg.) Eva Erdmann/Rainer Forst/Axel Honneth, Frankfurt/M.

Dröge-Modelmog, Ilse/Flaake, Karin 1997: Frauen- und Geschlechterstudien an BRD-Hochschulen. Produktive Potentiale und Problembereiche. In: *Zeitschrift für Frauenforschung* 4/97

Elam, Diane 1995: *Feminism and Deconstruction. Ms. en Abyme*. London/New York

Fox Keller, Evelyn 1995: Geschlecht und Wissenschaft: Eine Standortbestimmung. In: *Das Geschlecht der Natur*. (Hg.) Elvira Scheich, Barbara Orland. Frankfurt/M.

Hark, Sabine 1996: *deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen

Hark, Sabine 1998: Zur Institutionalisierung neuer Wissensfelder — Reflexivität als Programm. In: *Neue Impulse* 1998/1

Hiley, David 1989: *Philosophy in Question; Essays on a Phyrronian Theme*. University of Chicago Press

King, Katie 1994: *Theory in its Feminist Travels. Conversations in U.S. Women's Movements*. Bloomington: Indiana UP

Knapp, Axeli/Landweer, Hilge 1995: »Interdisziplinarität« in der Frauenforschung. Ein Dialog. In: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft.* 6/2

Lepenies, Wolf 1997: *Benimm und Erkenntnis. Über die notwendige Rückkehr der Werte in die Wissenschaften/Die Sozialwissenschaften nach dem Ende der Geschichte. Zwei Vorträge*. Frankfurt/M.

McCrath, Lynette 1991: An Ethical Justification of Women's Studies; or What's s a Nice Girl Like You Doing in a Place Like This? In: *Hypatia* 6/2

Mittelstraß, Jürgen 1998*: Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien*. Frankfurt/M.

Scott, Joan 1994: Gender: Eine nützliche Katagorie der historischen Analyse. In: *Selbst Bewußt. Frauen in den USA*. (Hg.) Nancy Kaiser, Leipzig

Scott, Joan 1997: Nach der Geschichte? Werkstatt Geschichte 17

Teubner, Ulrike/Herbert, Gabriele 1997: *Frauen- und Geschlechterforschung in der Lehre an hessischen Hochschulen*. HMWK, Wiesbaden

Tierney, William G. 1997: *Academic Outlaws. Queer Theory and Cultural Studies in the Academy.* London

Türmer-Rohr, Christina 1997: Normale und nicht-normale Diskurse. Zur Lage der Universität. In: *Prokla* 104

Wenk, Silke 1997: Kulturwissenschaftliche Geschlechterstudien als Aufbaustudiengang — ein transdisziplinäres Projekt. In: *Frauenuniversitäten: Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich*. (Hg.) Sigrid Metz-Göckel, Felicitas Streck. Opladen

Wise, Sue 1997: What Are Feminist Academics For? In: *Knowing Feminisms*. (Hg.) Liz Stanley, London